

WO DIE WILDEN HUNDE WOHNEN

KLETTERGESCHICHTEN AUS TIROL

Walter Klier und
Anette Köhler (Hg.)

Walter Klier
Stefan Kranebitter
Heinz Mariacher
Rudolf Alexander Mayr
Andreas Orgler
Robert Renzler
Darshano L. Rieser
Reinhard Schiestl
Hanspeter „Jesus“
Schrattenthaler
Ulrich Wörz
Heinz Zak



TYROLIA

Walter Klier und
Anette Köhler (Hg.)

WO DIE WILDEN HUNDE WOHNEN

KLETTERGESCHICHTEN AUS TIROL

Mit Texten von

Walter Klier

Stefan Kranebitter

Heinz Mariacher

Rudolf Alexander Mayr

Andreas Orgler

Robert Renzler

Darshano L. Rieser

Reinhard Schiestl

Hanspeter „Jesus“

Schrattenthaler

Ulrich Wörz

Heinz Zak

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

INHALT

WALTER KLIER

Alter Stil, neuer Stil

Eine Jugend im Rofangebirge 7

STEFAN KRANEBITTER

Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann

Erinnerungen an eine Kletterfahrt am Hechenberg 25

STEFAN KRANEBITTER

Die Kalkkögelindianer

Geschichten vom Klettern in den achtziger Jahren 33

HEINZ MARIACHER

Die Freiheit mit neunzehn 61

HEINZ MARIACHER

Marmoladawintervergnügen 68

RUDOLF ALEXANDER MAYR

Fatal vertikal – Klettern im Karwendel

und andere Zwischenfälle 76

ANDREAS ORGLER

Der Flug der Zeit 99

ROBERT RENZLER

Der Windmühlenritter oder Miles & More im Fels 127

DARSHANO L. RIESER	
Eishupfen	144
DARSHANO L. RIESER	
No Voo No Doo und andere nette Rofansachen	149
DARSHANO L. RIESER	
Raketensurfer oder Die russische Gräfin	158
REINHARD SCHIESTL	
Jugend eines Meisters	
Im Höttinger Steinbruch (1966–1973)	161
HANSPETER »JESUS« SCHRATTENTHALER	
Geburt aus Stein oder Dom der Ratten	166
HEINZ ZAK	
Himmel und Hölle – modern klettern im Halleranger	172
ULRICH WÖRZ	
Das brüchige Türmchen	178
Die Autoren	187

WALTER KLIER
ALTER STIL, NEUER STIL
EINE JUGEND IM ROFANGEBIRGE

Es war um die Mitte der siebziger Jahre. Das Sportklettern war zwar irgendwo draußen in der Welt schon erfunden worden und würde sich nur wenig später auch hier im Herzen Europas durchsetzen; einstweilen waren der Verf. und seine Freunde noch Allrounder im klassischen Sinn. Was man heute ein *Sportklettergebiet* nennt, war damals bloß ein *Klettergarten*, und die Routen ging man nicht *top rope, on sight* oder sonst wie englisch, sondern schlicht und bieder *von oben gesichert* – damit nämlich nichts passierte. Unglücke sollten sich, wenn, dann tunlichst im richtigen Gebirge ereignen.

Tage im Steinbruch

Und hatte man ganze und halbe Tage im Klettergarten, im Normalfall also im Höttinger Steinbruch, verbracht, so war man doch moralisch nicht berechtigt, die dort zurückgelegten Klettermeter als »echte« im Tourenbuch aufzulisten. Ein Tag im Steinbruch konnte – bei der großen Jahrestourenzählung – genauso wenig als Tour gewertet werden wie das erste Drittel der *Carlesso-Sandri* auf den Torre Trieste, damals, Walter Pause sei Dank, ein prestigeträchtiges Unternehmen im oberen sechsten Grad, das einem im Voraus die eine oder andere schlaflose Nacht bescheren konnte und dann einen ganzen langen, anstrengenden und nicht wenig gruseligen Tag im Fels. Der höchste erreichte Punkt war aber bloß, nach zwölf oder vierzehn Seillängen, das erste große Band gewesen, und so blieb

der Touren-Tacho jenes Jahres 1976 auch nach dem 5. Juni desselben störrisch bei 14 stehen. Hatte man hingegen im handlichen Rofangebirge zwei oder drei Seillängen vollbracht, die nominell auf einen Gipfel führten, war das als eigenständige Tour zu werten.

Damals trainierte man im Klettergarten für das Klettern, nicht im Krafraum für den Klettergarten, der dann nicht mehr so hieß, und die Calanques, die damals in Mode kamen, waren nur zulässig, weil bei uns in den Alpen bekanntlich »bis in den Sommer hinein alles voller Schnee« ist – und vielleicht auch deshalb, weil das Gebiet mit einer breiten Palette von nicht-alpinen Misshelligkeiten aufwarten kann. Hitze, Einbruchsdiebstahl, Wassermangel und dergleichen treten an die Stelle von im engeren Sinn alpinen Strapazen. Natürlich beschreibt der Verf. hier nur seinen persönlichen Ehrenkodex, der sich aber nicht wesentlich von dem der anderen Angehörigen jener letzten vor der Einführung des Sportkletterns sozialisierten Generation unterscheiden dürfte. Gleich nach ihnen kamen andere, ganz andere, denen sie sich nach und nach anpassten, soweit das in fortgeschrittenerem Alter noch möglich war. Dass sie die Rolle von letzten Mohikanern spielten, tritt ja erst jetzt, Jahrzehnte später, deutlicher hervor. Und im Übrigen, und nicht nur in der alpinen Geschichte, ist immer jemand ein letzter Mohikaner.

Damals trug man wollene Kniestutzen (rot oder grau, kratzig), lodene Kniehosen (hellgrau, sehr kratzig), karierte Hemden und von Muttern mit Liebe gestrickte Pullover. Die Füße steckten, zumindest den ersten Sommer lang, in etwas, das man kurze Zeit später abfällig als »Knospen« bezeichnen würde, feste Lederbergschuhe, die beim Gehen drückten, im Schnee trotz penibelster Pflege mit hochspezialisierten Fetten schnell

durchnässten und zum Klettern, rückblickend betrachtet, gänzlich ungeeignet waren – doch, wie gesagt, das Ideal war zu jener Zeit der Allrounder, und der war jemand, der das Schuhwerk nicht wechselte. Umziehen (auch von durchnässten Leibchen und dergleichen) war sowieso ein Zeichen von Dekadenz.

Unter der Oberfläche freilich hatten die kommenden Umwälzungen sich schon abzuzeichnen begonnen. Im Klettergarten zumindest trugen sie *Turnpatschen*, ein Schuhwerk, das heute nur noch in Marsianer-Styling in den Handel gebracht wird. Auch sonst wurde das paramilitärische Ideal der Altvorderen ironisiert und zunehmend zersetzt – so versuchte etwa G. Markl durch Mitnahme exquisiter Konserven und Dosen köstlichen Bieres an die Sitten des Fin de Siècle anzuschließen. Allzu neugotische Vokabeln wie »Weg« oder »Führe« für »Route« wurden nur noch spaßhalber verwendet, wenn sie etwa einen bislang (wegen zu geringer Schwierigkeit) ganz unbeachtet gebliebenen und daher noch unbenannten *Fünfer-Boulder* im Steinbruch *Ungarnführe* taufte, einen anderen *Franz-Grillparzer-Gedächtnisweg*. Inzwischen weiß man, zu welchen in Fels gemeißelten Geschmacklosigkeiten zwischen *Mangoustine scatophage* und *Schwanzus longus* das geführt hat.

Die Kunde begann sich zu verbreiten von neuen Meisterkletterern, die ihre atemberaubenden Routen im Sakko und mit einem Hut mit Hahnenfeder auf dem Kopf begingen und ihnen dann blöde Namen gaben. Reinhold Messners grellorange Cordsamtjeans begannen durch die Dolomitenwände und die gerade noch jugendlichen Allmachtsphantasien des Verf. und seiner Freunde zu geistern. Aber das alles kam tatsächlich erst zwei, drei Jahre später voll zum Tragen.

Eine Reise nach Cornwall im Sommer 1974, mit Kletterversuchen am Bosigran, einem beliebten Klettergebiet bei Land's End, brachte einen unerwarteten Modernisierungsschub mit sich. Als sie die Wand gefunden hatten und H. Klier im besten Alpenstil einige Meter einen recht glatten und abgeschmierten Fünfer-Riss hinauf gerampft war, schien ihm an der Zeit, das allgemeine Sicherheitsniveau anzuheben – denn trotz unübersehbarer Begehungsspuren fehlten Haken vollständig. Mit den wuchtigen Hammerschlägen des klassischen Erschließers trieb er einen der mitgebrachten Haken ins Gemäuer – mit dem Erfolg, dass um alle Ecken des Bosigran besorgte britische Gesichter auftauchten und im gesamten Bereich eine etwas merkwürdige Stimmung aufkam, die W. und H. Klier sich zunächst nicht erklären konnten. Später erklärten ihnen die freundlichen Engländer, dass sie schon lange Zeit keine Haken mehr benutzten. »It damages the rock.« Sie zeigten ihnen, was sie zur Sicherung verwendeten: etwas, das sie *nuts* nannten – es wurde von den gelehrigen Innsbruckern in *Klötzeln* umgetauft und ist heute in mindestens zweiundfünfzig, teils exotischen Formen in jedem besseren Gemischtwarenladen zu haben.

Gegen Ende jenes denkwürdigen Sommers hatte der Verf. es bereits zu einer moderneren Sorte Schuhwerk gebracht: *Steinkogler, der Zehenmörder*, wie ein an den Folgen derselben Kaufentscheidung laborierender Bekannter die halbhohen Raulederschuhe (rot) mit Vibram-Profil und Metalleinlage in der Sohle nannte.

Dies waren ernste Signale dafür, dass sich im Kernbestand der Ideologie etwas änderte. Die erste und unumstößliche Grundregel, dass eine Tour der Besteigung (Bezwingung, Besiegung, ja: Entjungferung – diese bemerkenswerte Vokabel, die bis heute munter durch das alpine Schrifttum geistert, dank

der Besonnenheit der Redakteure aber nur noch selten das Licht der Drucklegung erblickt, würde eine gesonderte Erörterung verdienen) eines Gipfels diene, geriet ins Wanken. Gerade hier in Innsbruck hatten die Erschließer von Martinswand und Hechenberg das Prinzip längst ausgehöhlt und unterwandert, noch immer galt aber offiziell der Wahrspruch:

»Eine Tour ohne Gipfel
ist wie ein Mann ohne Z...«.

Der daraus implizit abzuleitende weitere Umstand, dass das Weibsvolk für den Alpinismus zwar nicht mehr als rundheraus schädlich (cf. Paul Preuß), so doch durchwegs als Randphänomen angesehen wurde, dieser Umstand wurde in der Generation des Verf. zunehmend bedauert, fand man es doch nach Jahren in der sexuellen Einöde der Knabenschulen ohnehin schwierig genug, mit dem anderen Geschlecht ins Gespräch und sozusagen ins Geschäft zu kommen. Man hätte es durchaus begrüßt, jenen wenn nicht höheren, so doch allzu distanten Wesen im Zuge der felsmäßigen Freizeitgestaltung sich anzunähern. Heute, wo die Frauenquote in den Klettergebieten durchwegs um die fünfzig Prozent liegt, kann man sich diese Endzeit im Réduit des Männerbündischen kaum noch vorstellen.

Das Ende der Bergheil-Epoche

Gemach. Wir kommen schon noch zum Rofan.

Dort war unter der Ägide der Recken der dreißiger und vierziger Jahre, Rebitsch, Spiegl, Schmid und Co., Sportklettern *avant la lettre* betrieben worden. Offiziell führten alle diese Touren von damals auf Gipfel, auch wenn nach dem Ende der Wand sich weite grüne Matten dehnten und der »Gipfel« ein Grasmugel einen halben Kilometer weiter weg war, dem man vielleicht alle drei Jahre einen Anstandsbesuch abstattete. Dies

war das wahrhaft Erfreuliche, um nicht zu sagen Betörende am Rofan. Mochten diese kleinen Touren noch so widrig, brüchig, halbsbrecherisch sein: der Gipfel war eine Wiese, und er war nie weit.

Und diese Zustiege – ein Gedicht! Paradiesisches Wandern, ja Schlendern über Almwiesen, durch Blumenmeere, vorbei an lieblichen Seen, und die Höhenmeter vom Achensee oder Innental herauf, die die Beschaulichkeit gestört hätten, überließ man der modernen Technik, die sich dankenswerterweise an zwei Stellen in Form eines Liftes und einer Seilbahn in die bis dahin wenig berührte Natur vorgekämpft hatte.

Die Vorzüge des Rofans also lagen ohne Zweifel darin, dass dieses Gebirge im Westentaschenformat wie kaum ein anderes der eingeborenen Bequemlichkeit des zukünftigen Sportkletterers entgegenkam – und bis heute -kommt. Die schönsten Längen einer Klettertour, das hatte ich im Selbstversuch herausgefunden, sind die erste (man ist noch unverbraucht) und die letzte (die Schinderei neigt sich dem Ende zu), und dazwischen sollten nicht allzu viele weitere sein. Wohin das durch Übersteigerung seither geführt hat, ist bekannt. Abartig aufgequollene Muskelpakete martern sich und dieselben fünf Meter Fels, tage- und wochenlang immer dieselben fünf Meter. Achtzehnjährige unterhalten sich mit ernsten Gesichtern über Sehnenverkürzung in der Winterpause und richtige Ernährung. »Viel Eiweiß essen musst du«, sagt ein Jungmensch zum anderen. Hat der große Dülfer das gemeint, als er sagte, Kletterstellen müsse man üben wie Etüden? »Das ist ja kein Klettern mehr«, sagten der Verf. und seine Freunde wie alle Generationen vor ihnen, als das sich unübersehbar hebende Leistungsniveau der Nachfolgenden auf Nimmerwiedersehen am Horizont entschwand.

Also, sie wahrten das Dekor. Noch. Sie sagten *Berg Heil*, wenn sie endlich oben waren und bevor sie das Glas mit feinen Gewürzgurken auspackten. Nicht dass das philosophisch oder sonst wie höherstehend gewesen wäre als die »Du-kannst-mich-wieder-Herunterlassen«-Handbewegung, mit der heute der oben dem unten das Ende einer Sportkletterroute andeutet, bloß anders.

So fuhren sie denn ins Rofan. Im Frühling zum Beispiel, wenn die Wände dort schon trocken waren. Bloß der Weg dorthin war es noch nicht, und die Schifahrer, die sich am Kramsacher Lift tummelten, musterten M. Kienpointner, R. Walcher und den Verf. noch erstaunter als den Vierten, H. Klier, der in realistischer Einschätzung der Lage außer dem Kletterzeug auch seine Ski mitgebracht hatte. Während er so, zunehmend gelangweilt, auf *geführten Brettl*n die Gestade des Zireiner Sees entlangglitt, spielten die drei Gefährten, abwechselnd lachend und fluchend, am Ende nur noch müde lachend, Captain Scott an einem warmen Südpoltag. Es hatte an jenem Tag die Sorte Bruchharsch, die einen zur Verzweiflung treiben kann, falls man sich einbildet, auf ihr gehen zu wollen. Die Bruchlast entsprach exakt der Belastung durch die Begeher. Vor jedem einzelnen Schritt war völlig offen, ob man diesmal bis über die Knie (an manchen Stellen bis zur Hüfte) einbrechen würde oder nicht.

Die Begehung der *Schmidführe* an der Rofan-Ostwand war nach solchem Zustieg nur noch reine Formsache. In der Erinnerung ist sie völlig hinter dem stundenlangen Gegaukel auf dem Hin- und Rückweg verschwunden. Am Ende, wie es in solchen Geschichten geht, hätten sie beinahe noch den letzten Liftsessel versäumt.

So fuhren sie ins Rofan, mit ihren ersten, klapprigen Autos, die auf der fast noch nagelneuen Autobahn nicht strapaziert wurden. Bloß D. Grepl, der es immer genau wissen wollte (er ist schließlich gelernter Buchhalter), versuchte einmal über die Talabfahrt der Rofanseilbahn mit seinem Saab, Spitzname »der Panzer«, im Frühlingsletten (inneralpin für: schlammiger Lehm oder lehmiger Schlamm) bergan zu fahren, was nicht nur recht bald im Steckenbleiben und desperaten Wende- und An-schiebeaktionen endete, sondern auch noch in einer Strafan-zeige durch den Revierjäger, der sie des Raubes von »Abwurf-stangen« verdächtigte, während sie doch – jenem offenbar unvorstellbar – bloß am Rotspitzl zum Klettern waren, wäh-rend der einzigen drei Wochen im Frühling, wo die Seilbahn einmal nicht fuhr, was sie nicht gewusst hatten.

Sie hatten es noch gut. Nicht nur dass mangelnde Durch-trainiertheit ein Kavaliersdelikt war, das man in Permanenz be-ging, auch das Umweltbewusstsein war noch nicht zum zen-tralen Glaubensinhalt avanciert. Naturschutz war in den Augen des Verf. und seiner Freunde eine Marotte eher älterer Nazis. Ohne dass sie besonders fortschritts- oder technikgläu-big gewesen wären oder grundsätzlich gegen Bäume einge-stellt, so war es doch Ehrensache, in ihren Schrottkisten, auch im Fahrverbot, sich über Alm- und Forstwege, die noch nicht so mountainbikefreundlich ausgebaut waren wie heute, so hoch als irgend möglich hinaufzukämpfen, und koste es Aus-puff, Kupplung und Straf-gelder dazu. Auch darin, dass sie un-nötiges Zufußgehen mieden, waren sie bereits Sportkletterer – und waren es die Kletterer wohl immer schon, nur hatten sie die ersten hundert Jahre nicht daran gedacht, dass man »den Berg« nicht immer so weit oben suchen muss.

Am Schubladenberg

So klein das Rotspitzl ist, so sehr fürchteten sie es doch. So schön das Klettern dort, so klar wies es auch diese lästige Eigenheit des Rofankalks auf, nämlich die Verbindung von großer Kompaktheit mit ebenso großer, hinterhältiger Brüchigkeit. Das Klettern war noch nicht in dem Maß wie heute »zum Massensport herabgesunken«, wie R. Neuschmid sich einmal ausdrückte, und selbst beliebte Routen waren noch nicht so saubergeklettert, dass nicht fallweise noch Griffe ausbrechen konnten.

Was da am Rotspitzl ausbricht, sind nicht kleine Splitter oder morsche Türmchen wie in den Kalkkögeln, auch nicht die tückischen Schuppen des Karwendels, nein, es sind Schubladen, relativ unhandliche Quaderformate, die man, wie schon der Name andeutet, aus der Wand ziehen kann. Dabei ist darauf zu achten, dass man selber seitlich neben der jeweiligen Schublade steht und vor allem nicht sein Gewicht und damit sein weiteres Schicksal allzu sehr an sie hängt.

Da wurde einem, saß man gerade am Wandfuß und jausnete, recht flau im Magen, wenn wieder so ein Köfferchen, 20, 30 Meter drüben, unter begleitenden Schreckensrufen der Betroffenen herunterkrachte und – noch ein Glück – gerade wieder einmal nichts passiert war. Überhaupt ist erstaunlich, wie wenig beim Bergsteigen und Klettern passiert, wenn man bedenkt, was dauernd alles passieren könnte.

Das Rotspitzl mit seinen sauber senkrecht gestellten, nach oben leicht auskragenden Regalwänden voller Schubladen, die noch nicht herausgezogen waren, erinnerte einen jedes Frühjahr daran, wenn man im Vierergelände der *Alten Südwand* die Klettersaison eröffnete und sich so unwohl fühlte, so unwohl ...

Beim zweiten oder dritten Besuch des Jahres wagte man sich an die *Wahnsinnskante*. Das ist heute ein müder Siebener und wird von den Kindergarten-Neigungsgruppen Klettern zum Aufwärmen gemacht. Damals war sie hakentechnisch, also Ao mit Stellen VI, bekanntlich der schwierigste Grad, und schon deshalb ehrfurchtgebietend. Wegen der vielen Haken musste man sich nicht sehr fürchten, auch wenn die poröse Gesamtstruktur des Rotspitzls sich hier in splittrig nach unten geschichtetem Fels äußert. Die schwierige Stelle war, wo man »aus den Haken ins Freie« kam.

Für die mangelnde Gefährlichkeit im unteren Teil entschädigten ein paar immens brüchige Schritte weiter oben. »Bei eich Tiroler, wenn do ka Friedhof dabei war, dann war's ka richtige Tour.« So sprach Felix, der Wiener, 1983 im Verdon zu ihnen, aber da waren sie selber schon konvertiert.

Apropos Friedhof. An der *Rofan-Nordostkante* wäre es dem Verf. beinah gelungen, seinem Vater, alpinen Lehrmeister und langjährigen Kletterfreund erheblichen Schaden zuzufügen, nicht per Schublade, sondern mit Hilfe einer ca. 40 x 20 x 15 Zentimeter messenden, hochformatig am Hauptfels angeklebten, also eher karwendelartigen Schuppe, die er, im Vorstieg einige Meter über dem Sichernden, irrtümlich als seriösen Griff ansah und umstandslos mittels einer Kurzzeitbelastung von wenigen Kilopond aus der Wand zog. Beide reagierten rasch, der Verf. durch warnenden, wegen Gefahr im Verzug nicht artikulierten Ausruf, H. Klier hingegen sprang zur Seite, und die Schuppe barst auf dem vorher als Sitzplatz gedient habenden Podest in viele Teile, bevor sie ihren Weg in so entstellter Form zum Wandfuß fortsetzte.

Die Prüfstein-Ballade

Womit wir wieder an der Ostseite unseres Westentaschen-Gebirges angelangt wären. Vor dessen Nordwänden haben sie sich immer sehr gefürchtet, meist waren diese gerade nass, oder der Zustieg war – wegen akuten Spätaufstehens – zu lang, irgendwie kam es jedenfalls nie dazu, dass sie sich dort versuchten. Da ging auch die Mär von moosigen, grifflosen Rissen und dergleichen, das *Ypsilon* etwa an der Seekarlspitze hatte gar keinen guten Ruf. Nach neueren Berichten soll es »halb so wild sein«. Nun sind sie glücklicherweise aber schon zu alt, haben Familie, Beruf und – meistens – Gescheiteres zu tun, als moosige Risse nach nicht vorhandenen Griffen abzusuchen.

Der Sagzahn also, und die Rofan-Ost- und -Nordostwand. In jener fernen Zeit waren die Führer noch keine Topos, die UIAA wurde noch häufig mit der NASA verwechselt, wenn es sie überhaupt schon gab; ein Führer war einfach ein Führer und hatte eine – oft unfreiwillige – literarische Qualität, an die man nicht ohne Wehmut zurückdenkt. Fotos waren teuer, Skizzen für diesen Zweck noch nicht geläufig. Man vertraute auf die Kraft des Wortes, und nicht zu Unrecht ist die klassische Reihe der Dolomitenführer als *Langes' Märchenbuch* in die Geschichte der alpinen Literatur eingegangen.

Der alte Rofanführer von Röder-Schmid hatte auch seine Reize, ein Flair, das längst der verflachenden Modernisierung weichen musste. Dass man die Touren nun leichter findet und sich schon im Voraus ein Bild von Schwierigkeiten und Charakter der Route machen kann, ist dagegen ein schwacher Trost. In der gegenständlichen Wand mit ihren gerade 100 Metern Höhe und den weithin sichtbaren markanten Rissen war es sowieso schwierig, sich zu verirren.

Das Verirren war auch nicht so sehr das Problem. Das Problem war, dass man, an sich bei guter Gesundheit, manche von diesen noch dazu klassischen, gut abgehangenen, um nicht zu sagen abgestandenen Rofan-Routen einfach nicht hinaufkam. Und es waren ausgerechnet diese Routen, für die der alte Rofanfänger seine schmückendsten Beiwörter bereithielt.

Da war der *Spiegl-Riss*, von M. Rebitsch und S. Spiegl 1947 erstbegangen, damals wie heute mit VI bewertet, außer man will ihn partout ganz frei gehen (dann VII). »Ein Prüfstein für jeden extremen Kletterer«, hieß es da. Das wollten, im Jahr des Herrn 1975, M. Kienpointner und der Verf. genauer wissen. Waren sie vielleicht noch keine »extremen Kletterer«, so hofften sie doch welche zu werden. Schließlich hatten sie am Vortag die *Lafatscher-Verschneidung* ohne größere Mühe bezwungen – abgesehen von einem Gewitter, Kameradensteinschlag und einer Anzeige durch die Bergwacht, weil sie den angejahrten Ford Cortina des Verf. bis zum Issjöchel hochgeschunden hatten – und diese Verschneidung war schließlich auch VI-, und ein paar Wochen vorher waren die Genannten im Kaiser die Predigtstuhl-Mittelgipfel-Westwand (VI-/Ao) gegangen, und so war der »Prüfstein«, wie ihnen schien, gerade das Richtige, bevor sie sich zum ersten Mal in den Bannkreis der sagenumwobenen Drei Zinnen wagen würden, später in diesem Sommer, was freilich eine andere Geschichte ist.

Noch leidlich vergnügt – so weit das vor einer Tour, überhaupt einem »Prüfstein« möglich war – schritten sie selbender durch die sommergrünen Wiesen, vorbei am Zireiner See, gedachten der absurden Schneepartie vom Vorjahr und diskutierten die Einstiegsstelle der *Schmidführe* durch die Ostwand, jenen einen Griff hinter der Schuppe, ohne den kein Weiterkommen ist, scherzten, je näher der Wand, umso schwächli-

cher, über den Namen des verdienten Rofan-Erschließers, Eichhorn, dessen Geist sie sich, mit langem buschigem Schweif ausgestattet, den nach ihm benannten Kamin in der Ostwand auf und ab saugend vorstellten. Im Nachhinein schien es ihnen ein schlechtes Omen gewesen zu sein, dass sie am Wandfuß ausgerechnet einer Gruppe von teils schwerbehinderten Bergwanderern begegneten, denen im Ganzen gesehen sicher ein halbes Dutzend Arme und Beine abgingen, und deren Führer, offenbar selber einst ein Kletterer, mit ihnen kurz gefachsimpelt hatte.

Aber eigentlich war es bloß so, und die Wahrheit kam allzu rasch ans Licht, dass ihnen dieser Riss nicht nur um eine, sondern gleich um ein paar Schuhnummern zu groß war. Der Verf. hatte nach einer sehr kurzen Länge, 15 Meter, V-, am Beginn der *Hauptschwierigkeiten* Stand gemacht, die von hier augenscheinlich bis zum Ausstieg nicht mehr enden würden. M. Kienpointner war nun an der Reihe zu führen. Er war (und ist) einer jener Kletterer, die wie geschaffen für den Kletterstil der Zukunft gewesen wären, denn er lernte jede Stelle mit größter Beharrlichkeit auswendig, bevor er sie anging. Und er vergaß eine einmal gekletterte Stelle nie wieder. Doch andererseits hatte er die Vorsicht und Bedächtigkeit des klassischen Alpenroutiniers internalisiert, der weiß, dass er alles darf, nur eines nicht: stürzen.

Diese Grundeinstellung sind sie bis heute nicht losgeworden, und sie wird sie immer von den nächsten Generationen scheiden. Sie stürzen nicht, denn sie wissen, es weiß in ihnen: ein Sturz wäre die Katastrophe.

So kletterte M. Kienpointner also zunächst, sehr langsam, aus der Nische, wo der Verf. etwas unbequem logierte, in Gedanken bei jenem Satz aus der Beschreibung, der der dritten,

letzten und von ihm wieder zu führenden Länge galt: »... zum großen Überhang. Nach dessen Überkletterung oben links über einen sehr luftigen, nach oben handbreit auslaufenden Einriss (VI, Holzkeil) auf den weiten Grasabsatz und ...« Ja, und: »über den Nordostkamm zum Rofanspitze-Hauptgipfel.« Die Aussicht auf den »sehr luftigen« etc. Einriss erfüllte den Verf. mit nicht geringer Sorge, und es machte ihm gar nichts aus, dass M. Kienpointner bereits nach wenigen Metern nicht mehr weiterzukommen schien. Er war außer Sicht-, aber in guter Hörweite, über einem Eck oben, offenbar beim ersten Haken. Dort verblieb er fürs Erste. Der Weiterweg schien nichts Gutes zu verheißen. Genaugenommen hatten schon die Namen der Erstbegeher nichts Gutes verheißen. Gelegentliche ermunternde Zurufe vonseiten des Verf. ergaben, dass der Führende weiterhin mit der Arbeit des vorbereitenden Sondierens und Einstimmens befasst war. Das wäre, bei der Kürze der Tour, auch nicht weiter schlimm gewesen, hätte es nicht deutliche Rückschlüsse auf die zu erwartenden Schwierigkeiten zugelassen (»nach oben handbreit auslaufenden Einriss!«).

Der Verf. versuchte teils beruhigend auf den Führenden einzuwirken, teils Genaueres über den Weiterweg in Erfahrung zu bringen. Vorläufig war es in der Nische nicht allzu ungemütlich. Es ging auf Mittag, die Sonne war noch in der Wand, es war nicht zu heiß und nicht zu kalt, drunten auf den Wiesen erging das Almvieh sich in sommerlichem Müßiggang, Fressen, Wiederkäuen, Dösen, Sie kennen das, einzelne Wanderer belebten das Bild unten und Schönwetterwolken oben, und das Seil ging und ging nicht weiter. M. Kienpointner stand da oben, eine halbe Stunde war gewiss vergangen, er stand immer noch an derselben Stelle, nein: einmal war er losgeklettert, einen Meter weit, und sogleich wieder zurück.